

**Zeitschrift:** ZeitBild  
**Herausgeber:** Schweizerisches Ost-Institut  
**Band:** 32 (1991)  
**Heft:** 5

**Rubrik:** Mitteilungen

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## 50 Stunden Estland

**Am letzten Sonntag fand in Estland (wie auch in Lettland) die Volksbefragung zur Souveränität statt. Wie war zuvor die Stimmung dort? Unser Einsender schildert sie.**

In Tallinn stiess «mein» Gepäckträger – wir kennen uns seit vorigem November – seinen kleinen Wagen mit meinen drei Gepäckstücken auf der falschen Seite bei der Zöllnerin vorbei. Sie drehte sich um und fragte nur, was in den beiden Kartonschachteln sei, und winkte ab, als ich «ruokaa, Esswaren» antwortete. So gelangte die kleine Olivetti-let-tera-Schreibmaschine ohne Schwierigkeiten in Mihail Sergejevitschs Reich, und meine Bekannte braucht ihr zweites Buch nicht in Handschrift zu schreiben.

Meine deutsche Cousine, die 10 Jahre im «ersten Kreis der Hölle» in Suchumi hinter sich hat, taxierte meine geplante kurze Reise als leichtsinnig. Und eine Finnin war sehr ungehalten, dass ich ausgerechnet im Hotel Viru zweimal übernachten wolle: Dort wohnten ja die zwei schwedischen Gewerkschaftsführer, die am 23. 1. 1991 nackt, ermordet aufgefunden worden waren.

Es stimmte nicht, dass der Hoteleingang ständig bewacht werde, dass meine Bekannte deswegen mich gar nicht dort abholen könne. Ich läutete ihr an, sie kam, und wir konnten unbekümmert in meinem Hotelzimmer sprechen; keine «Wanzen», versteckte Mikrofone mehr.

Oleg B., ihr Sommerhäuschen-Nachbar, fuhr uns in seinem Tschiguli (Lada) zuerst zur neuen Bibliothek, die diesmal allerdings nicht unbewacht war wie im November, als sie im Rohbau fast fertig war und wir sie abends innen besichtigen konnten. Dann zu Toompea, dem Burghügel. Unterwegs kurzer Halt. Ich hatte im Gedränge, in der Hitze beim langen Warten im Südhafen in Helsinki, meine in St. Petersburg gekaufte Mütze verloren. So kaufte mir R. R. eine einfache Wollmütze, denn es war kalt. Teuer, 32 Rubel.

Die Barrikaden beim Zugang zu Toompea, die waren wahrhaftig eine Reise wert. Sie wurden sofort nach dem Blutbad in Wilna, nach dem 13. Januar, errichtet. Die grossen roten Granitblöcke waren sorgfältig rechtwinklig losgesprengt. Oben, vor dem Parla-

mentsgebäude, war der Platz mit einer Mauer aus Betonelementen abgesperrt, Grösse etwa  $3,50 \times 0,60 \times 0,60$  m, in vier Schichten übereinandergelagert. Da müssen sie schon mit Helikoptern kommen . . . sagte Oleg, der Sohn eines Offiziers der roten Armee, geboren in Wladiwostok.

Hinaus zum Pirta Restoran, wo wir sehr schön – tiefblaues Tischtuch, Stoffservietten in gleicher Farbe – und ausgezeichnet assen. Spottbillig, 53 Rubel inkl. Getränke für uns drei! Das völlig irrationale Preisgefüge dieser Kommandowirtschaft – Autobus-, Trambillet 10 Kopeken, Mini-Altersrente 60 Rubel – lässt verstehen, dass die estnische Regierung im Ausland Kronen-Banknoten drucken liess und bereit hält, um gleich nach dem Ende der sowjetrussischen Besetzung die Volkswirtschaft in eigene Hände zu nehmen.

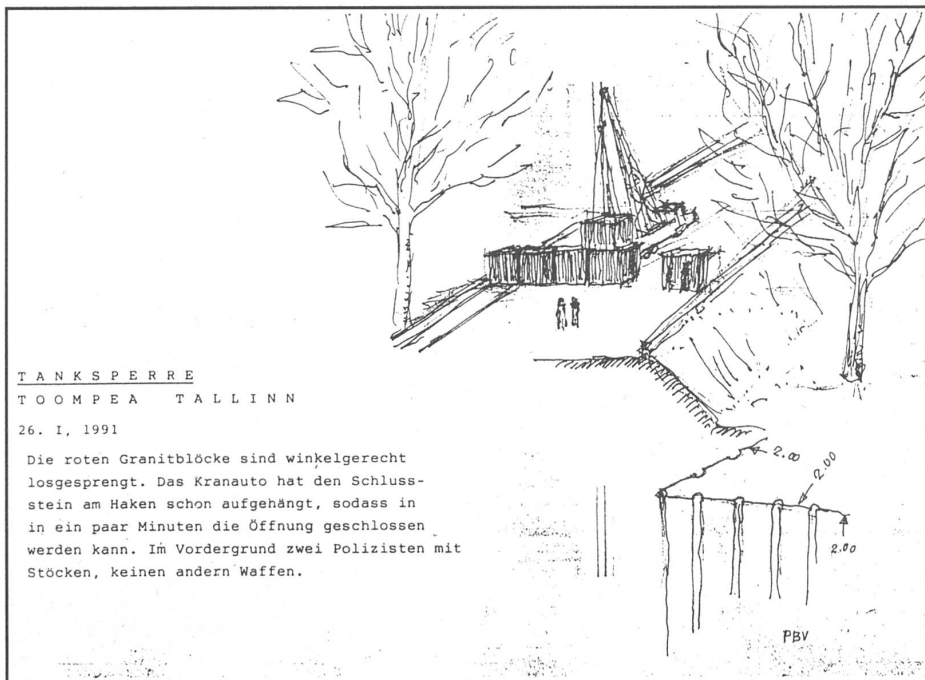
R. R. gab mir ein Heft der Serie «Ausalt Avameelset» = Ehrlich offenherzig, in dem sich sechs estnische Parteien vorstellen. Darunter zwei kommunistische; die eine kremlhörig.

Samstag abend ins Estonia-Theater. Hammer und Sichel über der Bühnenöffnung haben längst einem andern Symbol Platz gemacht, einem Buch mit Feder.

Das Fazit dieser kleinen Reise über den finnischen Meerbusen kann so zusammengefasst werden:

Diesmal wollen die Esten (und die Russen, Ukrainer, Georgier in ihrer Mehrzahl, die heute in Estland wohnen) wenn nötig das tun, was sie 1939 nicht getan haben: für die Freiheit Estlands kämpfen.

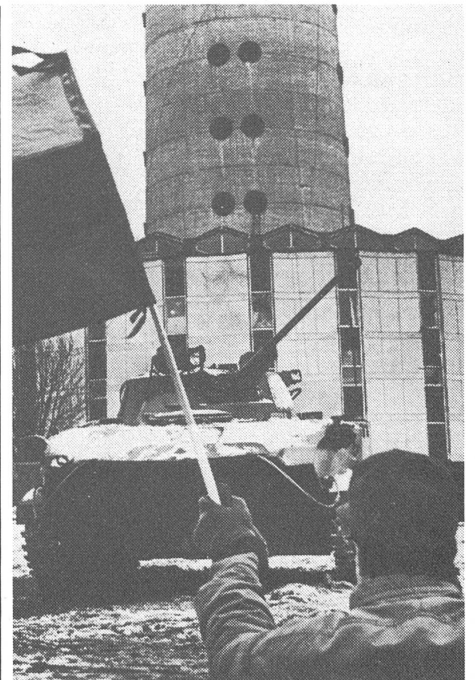
Paul Bernouli-Vesterä,  
Helsinki



TANKSPERRE  
TOOMPEA TALLINN

26. I. 1991

Die roten Granitblöcke sind winkelig losgesprengt. Das Kranauto hat den Schlussstein am Haken schon aufgehängt, sodass in ein paar Minuten die Öffnung geschlossen werden kann. Im Vordergrund zwei Polizisten mit Stöcken, keinen andern Waffen.



Menetekel Litauen («Ogonjok», Moskau)

# SU-Soldaten in der Ex-DDR

**Der Warschauer Pakt hat aufgehört zu existieren, und seine Restanzen sind kläglich. Die Sowjetgarnisonen in Deutschland befinden sich nicht so sehr in den «neuen Bundesländern» als vielmehr in der alten DDR.**

Zwischen Neuruppin und Altruppin in der Mark Brandenburg liegt tief im Wald verborgen das Stadion der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft. Der Sportplatz ist sowjetisches Militärgelände. Den beiden Bronze-Soldaten am Eingang hat irgend jemand die Hände abgeschlagen, dem Deutschen die linke, dem Russen die rechte. Die neue Freiheit in der Ex-DDR hat den einst auch staatlich verordneten Freundschaftspärolen den Garaus gemacht.

Die Stimmung gegenüber den Russen war nie besonders gut. Jetzt, nach der deutschen Einheit, ist sie besonders schlecht. Der Kreml zeigt sich besorgt über die Übergriffe. Meistens gehen sich die Russen und die ehemaligen DDR-Bürger aus dem Weg. Einige hingegen, mit wenig lauterer Motiven, suchen zielstrebig den Kontakt mit den sowjetischen Soldaten. Vor kurzem seien 20 Deutsche bei dem Versuch ertappt worden, den sowjetischen Soldaten die Kalaschnikows abzukaufen, berichtete der Oberkommandierende der sowjetischen Streitkräfte, Boris Snetkow.

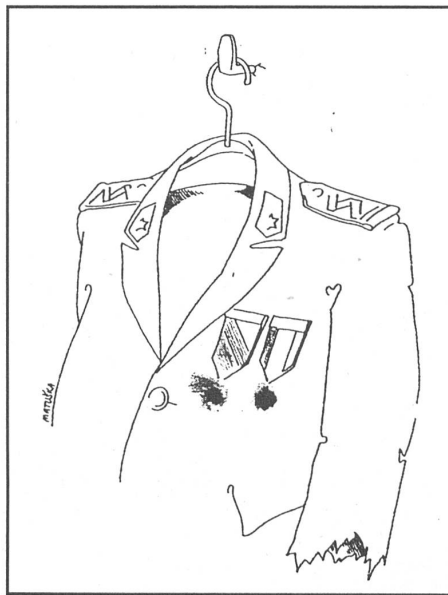
Die Versuchung, sich am Schwarzhandel zu beteiligen, ist vor allem nach der Währungsreform für die jungen Sowjetsoldaten gross. Die blanke Not zwingt sie zu kriminellem Tun. Ganze 25 DM beträgt der Sold im Monat. Offiziere hingegen kommen auf 1000 DM. Mit sehnsüchtigen Blicken gehen die sowjetischen Soldaten, zumeist von Offizieren eskortiert, durch die Potsdamer Fussgängerzone und starren die Auslagen des neuen Warenwunderlands an. Für sie ist das alles unerschwinglich. Gelegentlich bauen fliegende Händler ihre Stände auch direkt vor den Kasernentoren auf, bieten Kassettenrecorder oder billige Digitaluhren an, die in der Heimat ein Renner sind. Ilja Schirokolo-bow kam 1986 in die DDR. Schon damals, berichtete er, sei er vom Lebensniveau und vom Warenangebot in der DDR überwältigt gewesen! Nach dem 1. Juli habe er seinen zweiten «Kulturschock» erlitten.

«Wir möchten leben wie die Deutschen», bekannte ein 19jähriger Rekrut beim Tag der offenen Tür in Frankfurt/Oder. Doch das wird wohl auf absehbare Zeit ein Traum bleiben, zumal 1994 alle 360 000 Soldaten mit ihren 240 000 Angehörigen in die

UdSSR zurückkehren werden. Was sie dort erwartet, weiss keiner so recht. Die Berichte von ersten Heimkehrern klingen nicht gerade ermutigend. Eine Gruppe sowjetischer Offiziershefrauen appellierte bereits an Bundeskanzler Kohl, den Abzug zu verlangsamen. Doch in den Kasernen der Roten Armee zwischen Ostseeküste und Erzgebirge schreien die Verhältnisse schon jetzt vielfach zum Himmel.

Mit 30 Mann auf einem Zimmer, ein Jahr lang kein Fleisch, oft nur Tee ohne Zucker, Wanzen in der Unterkunft – so beschrieb Alexej Balachonow, der inzwischen desertiert ist, seine Lebensumstände in der Roten Armee. An der Bundesstrasse 1 kurz vor Berlin wurden bereits um Brot bettelnde Rotarmisten gesichtet. Immer wieder gibt es Berichte, dass Offiziere die Soldaten wie Leibeigene behandelten. Jährlich, behauptet der Moskauer Anwalt Oleg Ljamin, der einen Deserteur in Weimar vertrat, würden in der Roten Armee tausend junge Soldaten getötet. Boris Snetkow widersprach diesen Angaben. Lediglich 84 Todesfälle habe es in diesem Jahr gegeben. Doch auch sowjetische Generäle räumen ein, dass die schlechte Verpflegung und das triste Kasernenhofleben «den Virus der Zersetzung» förderten.

Das völlig veränderte Umfeld, der Reiz des schnellen Geldes und der Warenvielfalt, führen zu Disziplinlosigkeit in der Truppe, die der Führung Sorge bereitet. Auflösungserscheinungen häufen sich in einer Armee, die einst als «Sieger der Geschichte» und «Stolz des werktätigen Volkes» ins Land gekommen war. Nach offiziellen Angaben sind in diesem Jahr 83 Rotarmisten desertiert, um dem Elend zu entkommen. ■



«Novy Dikobraz», Prag, Nr. 22/1990

## ZITIERT

### Meine Frauenlogik

**Hier ist der Schluss eines Beitrags von Tatjana Iwanowa aus «Neue Zeit», Moskau, Nr. 7/1991.**

Bis zum 13. Januar hofften wir noch, dass sich alles noch zum Besseren wendet: zur Freiheit und Ruhe, zum Frieden. Am 13. wurde die Hoffnung von den Panzern in Vilnius überfahren. Wenn es wieder erlaubt ist, das Blut eigener Mitbürger zu vergiessen, wenn wieder gilt, dass dieses Mittel durch ein Ziel, wie es auch beschaffen sein mag, geheiligt ist, dann darf man auf nichts mehr hoffen.

In der UdSSR gibt es ein neues gigantisches, verschlepptes Bauvorhaben: den Bau eines Rechtsstaates. Die Arbeiten sind für unbestimmte Zeit eingestellt. Glaubt ihr wirklich, meine Teuren, dass das Leben unter den Bedingungen des Ausnahmezustands noch weitergeht? Nein, das Leben geht höchstens im Wald, auf dem Feld, auf einem Beet weiter.

Bei der relativ sanften KPdSU-Diktatur der Zeit von Chruschtschow und Breshnew taten die Menschen 30 Jahre lang nur so, als würden sie arbeiten. Sie arbeiteten entsetzlich, sie pfuschten, klauten, logen und pichelten. Aber sie wollten arbeiten, ja, das wollten sie wirklich. Im ganzen Land hörte man den Aufschrei: Lasst uns doch endlich arbeiten! In den Perestrojka-Jahren hat man sich belebt, den Glauben geschöpft, die Gesellschaft werde das Können, die Initiative, den Unternehmungsgeist endlich zu schätzen wissen. Man hat geglaubt, dass es möglich ist, dass nicht fünf Chefs pro Werktätigen kommen. Wir haben es wohl vergebens geglaubt.

Ach so, die Chefs hören sowas nicht gern? Sie haben beschlossen, dass es für die Werktätigen am besten ist, von einem Kompaniechef herumkommandiert zu werden? Nein, die Werktätigen werden für eine Diktatur nicht arbeiten, das ist ausgeschlossen. In einem Steinbruch – ja, da vielleicht, und auch das nur unter Gewehrläufen. Wenn es aber um eine Arbeit geht, die ein bisschen komplizierter ist, die von einem Hirnschmalz und Herz, Einstimmung und vielleicht sogar Inspiration verlangt... Nein, Bürger Chef (inzwischen haben wir mehr als fünf Chefs pro werktätige Nase), das hier funkt nicht, da ist eine Schraube los, eine andere muss her, aber die muss man erst vom Lager holen, obendrein fehlt mir auch die Schraubenmutter. Zudem ist die Flüssigkeit im Blechnapf zu dünn. ■

## Oleg Platonow, Moskau, über das unbekannte russische Wirtschaftswunder im 19. Jahrhundert

### Lehren für heute?

**Wie rückständig war das Russland von 1913? Eine ungewöhnliche Antwort gibt uns hier der sowjetische Wirtschaftswissenschaftler Oleg Platonow. Wir folgen in geraffter Wiedergabe seiner Darstellung in «Sputnik», Moskau, Nr. 2/1991.**

Im 19. Jahrhundert wies die russische Industrie verblüffende Wachstumsraten auf. Von 1801 bis 1881 stieg die Zahl der Fabrikbetriebe (ohne Kleingewerbe) von knapp 2500 auf gut 30 000 und die Zahl der Arbeiter von knapp 100 000 auf gut 770 000. Gleichzeitig erhöhte sich die Arbeitsproduktivität um nicht weniger als 500 Prozent, eine echte Revolution.

Zur Umstrukturierung war es um die Jahrhundertwende gekommen. Ein kreativer Elan erfasste damals das Land; der Anteil an gesunden und aktiven Menschen nahm zu. Der Staat stimulierte den Fortschritt durch Kredite, Steuererleichterungen, erhöhte Zölle für ausländische Produkte und Messeschauen verschiedener Art.

Das ging nicht auf Kosten der Arbeiter. Vielmehr verbesserte man deren Lage durch die Gründung einer Fabrikinspektion, welche die Arbeitsbedingungen kontrollierte, und

1886 regelte man die Einstellung von industriellen Arbeitskräften gesetzlich.

Früher als in Westeuropa und Amerika untersuchte man in Russland die Arbeitsabläufe und die Arbeitsorganisation wissenschaftlich. Ein spezialisierter Verlag propagierte diese Erkenntnisse mit einer für die damalige Zeit ungewohnten Intensität. Entsprechende Methoden wurden im Ural und in Petersburg erfolgreich eingeführt. Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs arbeiteten in Russland acht Betriebe nach diesen Kriterien; in Frankreich tat es ein einziger.

Im frühen 20. Jahrhundert modernisierte man die Technik radikal. 15 bis 20 Prozent des Nationaleinkommens wurden zur Weiterentwicklung der Produktion aufgewendet. Die Investitionen in die Industrie wuchsen rascher als in den USA.

Die Mechanisierung kam zügig voran. Der Wert des Maschinenparks bezifferte sich 1860 auf 100 Millionen Rubel, 1870 bereits auf 350 Millionen und 1913 gar auf zwei Milliarden. Die Einrichtungen wurden jährlich zu einem Fünftel erneuert.

Entgegen der landläufigen Auffassung, Russland habe sich in sklavischer Abhängig-

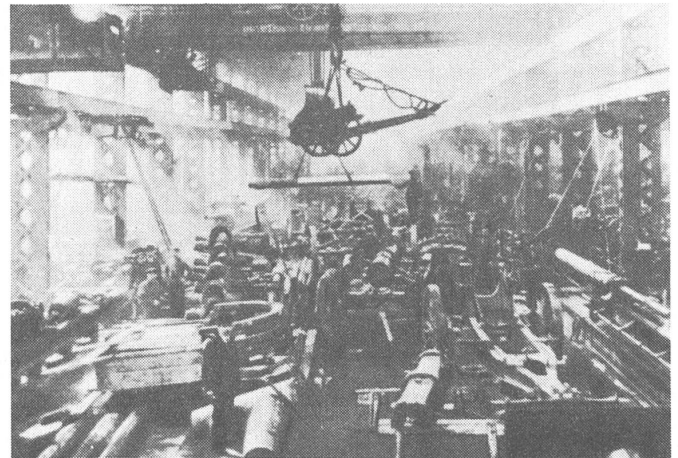
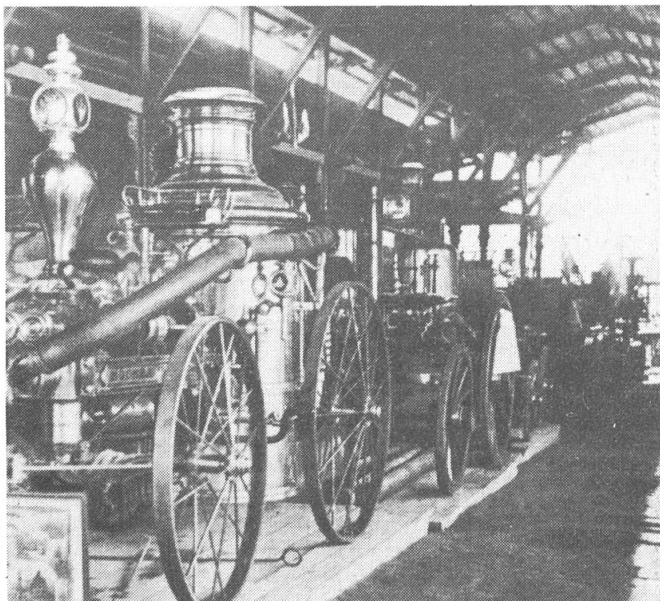
keit vom Auslandskapital befunden, machte dessen Anteil in der Industrie lediglich 14 Prozent aus. Das entsprach den Proportionen in den führenden westeuropäischen Ländern und spiegelte einfach den Trend der finanziellen Internationalisierung wider. Russland hatte genügend eigene Mittel und überliess den ausländischen Interessenten vorzugsweise die risikobelasteten Investitionen.

Von 1886 bis 1913 hatte Russland eine positive Handelsbilanz. Es importierte für 18,7 Milliarden und exportierte für 25,3 Milliarden Goldrubel, erzielte also einen Überschuss von 6,6 Milliarden.

Die Vorarbeit dazu leistete der russische Bauer. Er versorgte, häufig selber Hunger leidend, das übrige Europa mit Brotgetreide und beschaffte Gold für sein Land, was wiederum die Industrialisierung finanzierte.

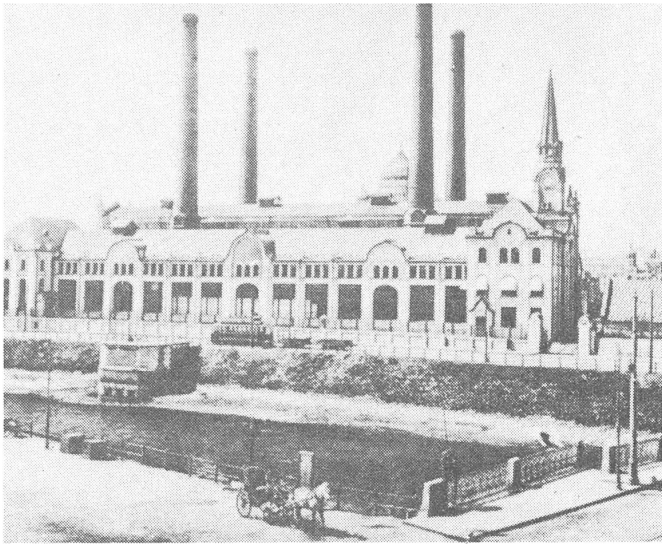
Die Schwerindustrie wuchs im vorrevolutionären Russland doppelt so schnell wie die Leichtindustrie. Ein Drittel der benötigten Maschinen und Anlagen wurden im Inland gebaut.

Der russische Arbeiter konnte Selbständigkeit und Initiative entwickeln. Zusammen



Links: Feuerwehrgeräte auf der Allrussischen Polytechnischen Ausstellung von 1872.

Oben: Produktion von Kanonen in den Putilow-Werken von Petersburg zu Beginn des Jahrhunderts.



*Diese Aufnahme aus der Jahrhundertwende zeigt das erste Elektrizitätswerk von Moskau. Es ist noch heute in Betrieb.*

mit dem rasch verbesserten technischen Standard ermöglichte das einen spektakulären Anstieg der Arbeitsproduktivität. Diese erhöhte sich in den letzten zehn Jahren vor dem Ersten Weltkrieg gleich um das Zehnfache.

Damals – und nicht etwa 50 Jahre später – schickte sich Russland an, den USA wirtschaftlich den Rang abzulaufen. Produktion und Produktivität wuchsen rascher als sonst irgendwo in der Welt. Von 1880 bis 1910 vergrößerte die russische Industrie ihr Potential um jährlich gut neun Prozent.

1861 war die Leibeigenschaft abgeschafft worden, und von da an bis 1913 verzehnfachte sich das Produktionsvolumen. Weil gleichzeitig auch die Produktivität stieg, sanken die Einzelhandelspreise. Das stand im positiven Gegensatz zu den meisten andern Ländern, in denen die Entwicklung des Kapitalismus mit einer starken Inflation verbunden war. Russland besass damals einige Jahrzehnte lang eine stabile Goldwährung, etwas, wovon wir heute nur träumen können.

Die Arbeitslosigkeit war zu Beginn des Jahrhunderts kleiner als in vergleichbaren Ländern. Selbst in Moskau und Petersburg lag sie bei nur 1 – 2 Prozent.

Die damalige russische Dynamik ähnelt dem japanischen Wirtschaftswunder nach dem Zweiten Weltkrieg, und das kommt nicht von ungefähr. Beide Länder erzielten ihre industriellen Erfolge dadurch, dass sie die Vorzüge der nationalen Arbeitskultur mit den Vorteilen moderner Technik zu verbinden wussten.

Der russische Ministerpräsident Pjotr Stolypin sagte 1909: «Gebt dem Staat zwanzig Jahre Ruhe, innere wie äussere, und ihr werdet Russland nicht wiedererkennen.» Die Ruhe unterblieb, und die Prophezeiung traf trotzdem zu. Nur anders als sie gemeint war.

## IN KÜRZE

### Sowjetunion

«Es stimmt nicht, dass bei uns in der UdSSR die Menschenrechte verletzt worden seien. Wie hätte man etwas verletzen können, was nicht vorhanden war ...»

*Andrej Nowikow aus der russischen Stadt Ribinsk in einem Leserbrief an «Nowoje Wremja», Moskau.*

Wer oder was ist schuld daran, dass sich die Wirtschaftslage in der Sowjetunion so jäh verschlechtert hat? Diese Frage stellte das Unionszentrum zum Studium der öffentlichen Meinung (Moskau) den Einwohnern von 21 Städten. Hier die Antworten (laut «Nowoje Wremja», Nr. 5/1991):

Die Handelsmafia. 27 %

Das bankrotte Plansystem. 22 %

Der Versuch von Partei- und Staatsapparat, das Rad zurückzudrehen. 19 %

Die verschleppte Einführung der Marktwirtschaft durch die Regierung. 13 %

Die Nationalisten und Separatisten in den verschiedenen Republiken. 3 %

Die Radikaldemokraten. 2 %

Soweit die Umfrage. Selbst wenn man ihre Repräsentativität nur grosso modo gelten liesse: ihr Resultat ist schlicht verblüffend. Dass bei der Schuldzuschreibung für die materiell miesen Zustände die Separatisten und Radikaldemokraten sogar zusammengezählt nur auf fünf Prozent kommen, widerspricht den Vorstellungen, die man sich im Westen von den Proportionen macht, nun wirklich ganz und gar. Hier mutet man diesen beiden Schädlingkategorien eine Massendiagnose unter der sowjetischen Bevölkerung und insbesondere unter den Russen zu, ganz offensichtlich völlig zu Unrecht. Kein Wunder demnach, dass die restaurativen Kräfte für ihre Massendemonstrationen ganze Polizei- und Militäreinheiten in Zivil aufbieten müssen, um auf eine strassenkundige Anhängerschaft zu kommen.

Das übliche Verständnis der Sache bedarf hingegen der Redimensionierung. Das Argument etwa, das Unabhängigkeitsstreben der Balten könne von den einfachen Russen auf absehbare Zeit hinaus unmöglich verstanden werden, erweist sich nicht als hochkarätig, sondern als schwachprozentig. Und die Entschuldigung, die Unionsbewahrer müssten auf die russischen Mehrheitsgefühle eben Rücksicht nehmen, entfällt angesichts der tatsächlichen Mehrheitsgefühle, soweit sie sich eruieren lassen.

Die genaue Feststellbarkeit bleibt allerdings ein Streitpunkt. Er wird auch nach dem Referendum vom 17. März nicht behoben sein. Da geht es um die Frage, ob man eine «erneuerte Sowjetunion» beibehalten wolle oder nicht. Da können sich die Anhänger der Erneuerung und die Anhänger der Beibehaltung über das Problem den Kopf zerbrechen – nicht anders als die Kommentatoren danach. Und dass ein neuer Unionsvertrag der Zustimmung jeder einzelnen Republik noch separat bedarf, kommt dann erst noch dazu, und zwar als entscheidender Punkt.

Mit dem Beginn des neuen Jahres ist in der Sowjetunion theoretisch das Mehrparteiengesetz in Kraft getreten, das «Gesetz über die gesellschaftlichen Vereinigungen», ein Nachzügler der Perestrojka. Das Justizministerium hat mit der Registrierung von Parteien und Bewegungen angefangen. Um als unionsweite Organisation anerkannt zu werden, sind jeweils mindestens 5000 Mitglieder nachzuweisen. Rund 700 politische Parteien, Massenbewegungen, Gewerkschaften, Frauen- und Jugendorganisationen haben sich angemeldet. Aber: «Die praktischen Massnahmen zur Schaffung des Mehrparteiensystems sind offenbar an bürokratischen Hindernissen gescheitert («Neuer Weg», Moskau). Bürokratische Hindernisse, die seit Dezember letzten Jahres nicht einfach von alleine auf dem neuen Weg liegen.